



Noëmi Lerch

Die Pürin

verlag die brotsuppe

Noëmi Lerch

Die Pürin

verlag die brotsuppe



Noëmi Lerch

Die Pürin

verlag die brotsuppe

www.diebrotsuppe.ch

ISBN 978-3-905689-73-0

Alle Rechte vorbehalten

© 2015, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Gestaltung, Satz, Umschlag: Ursi Anna Aeschbacher, Biel/Bienne

Umschlag unter Verwendung eines Bildausschnitts
von Walter Lerch aus »Landschaft im Toggenburg«

für Vrena





Prolog

Als die Pürin Pürin werden wollte, sagte man ihr, das ist gegen das Gesetz. Die Pürin gibt es nur als die Frau vom Bauer. Und eine Pürin ohne Mann, das sei schon kompliziert genug. Aber die Pürin wollte alleine, und als Frau, Bäuerin werden. Man sah sich ihren Hof an. Fand da ein paar Pferde und eine illegale Kuh, welche die Pürin von einer nordischen Insel importiert hatte. Die Kuh war für eine Kuh sowieso zu klein. Man sah darüber hinweg. Als erste Frau besuchte die Pürin die Schule für Landwirtschaft. Sie bestand mit Bestnote. Ihr Mann später war froh, dass er nicht Bauer werden musste.

Im selben Jahr, als die Pürin besagtes Gesetz umgegraben hatte, baute mein Grossvater die Villa Laudinella. Er baute sie für die Grossmutter auf der Sonnenterrasse über dem Tal. Wollte ihr, die vom anderen Ende der Welt gekommen war, die schöne Aussicht zeigen. Aber meine Grossmutter liebte die Berge nie. Sie war froh, dass sie nicht Bergsteigerin werden musste.

Ich wäre gerne Bergsteiger geworden wie mein Grossvater. Es sollte nicht sein. So kam ich als jemand anderes zur alten Villa. Sie war ganz eingewachsen. Ich öffnete die Tür, ohne zu wissen, was ich tat. Drinnen sass die Grossmutter und sang das Lied von den Kosaken. Als sie fertig war, fragte sie, ob ich schon wisse, wo ich einmal bleiben werde. Ich ging wieder nach draussen. Da traf ich die Pürin, sie sass auf dem Rücken des alten Schimmels. Sie sagte, in diesem Jahrhundert der unbegrenzten Möglichkeiten, warum nicht Pürin werden? Für die Grossmutter wäre ich überall geblieben. Wie die Pürin hoch zu Ross sein, das wünschte ich mir.



Herbst

Heute habe ich die erste fliegende Ameise gesehen. Die Pürin sagt, jetzt kommt der Herbst. Ich schaue hinauf, zum Wald, den Wiesen. Darüber stehen die Berge, und dahinter, da bricht die Welt ab. Im Sommer sind wir zusammen hier heraufgekommen, erinnerst du dich? Du immer einen Schritt voraus, mit deinem Rucksack, diesem Geschwür, das dir in die Arme geschnitten, deinen Rücken aufgeschürft und dich kaum hat aufschauen lassen, wenn du bergan gingst. Du hingst an ihm, einen neuen Rucksack zu kaufen wäre dir nicht im Traum in den Sinn gekommen. Du mochtest die neuen Farben nicht, die neuen Stoffe, die neue Art zu schwitzen und dabei nach nichts zu riechen. Du rochst gerne und stark, und alles, was an dir hing, begann mit der Zeit so zu riechen wie du. Das war dein erster grosser Zauber. Nachts habe ich meinen Kopf heimlich an deine Achseln geschmiegt, um den Zauber mit meinen Haaren einzufangen. Ich stahl dir ein wenig davon, wie von einem Parfüm, das mich später umfinge, wenn du weg warst. Denn das war dein zweiter grosser Zauber, deine karge Anwesenheit.

Damals klirrten die Weingläser in deinem Rucksack so schön bei jedem Schritt. Ich zählte die Stunden, die uns noch blieben, vergrösserte den Abstand und fiel kaum merklich zurück, als liesse mein Körper sich so auf den nahenden Abschied vorbereiten. Es misslang jedes Mal. Beim grossen Felsen machten wir Rast, tranken Wein und sahen, wie Rauch aus dem Tal aufstieg. Bald kamen die Vögel, wir hörten sie fliegen, den Schlag ihrer Flügel in der Luft.

Heute komme ich allein. Zwischen den Tannen verdichten sich die Schatten, verschlucken die letzten Lichtflecken. Es dunkelt. Jetzt meine ich, die Pürin im Dorf unten ans Küchenfenster kommen zu sehen. Ihr Glas wird leer auf dem Tisch stehen, an den Rändern ein trüber Film aus Milch. Von hier aus sehe ich auch die alte Villa der Grosseltern, das Dorf mit dem schrägen Kirchturm, darüber die Geröllhalden und der Wald mit der Ruine. Als es ganz dunkel geworden ist, kehre ich um. Ich steige den Wald hinab, dem Bach entlang, der zur Brücke führt, von dort ist es nicht mehr weit. Dem Weg entlang stehen die Sträucher der Hecken, sie begleiten mich wie eine Karawane seltsamer, im Wind hin und her wankender Gestalten. Beim Dorf oben läuten die Glocken im schrägen Kirchturm. Es muss gegen Mitternacht sein, als ich den Rucksack von meinen Schultern nehme und die Tür zur Villa öffne.

Auf dem Küchentisch stehen unsere beiden Tassen. Vergeblich versuche ich an der Art und Weise, wie sie sich gegenüberstehen, eine Botschaft abzulesen, das Orakel verrät mir nichts. Auch möglich, dass ich deine

Tasse selbst dort hingestellt habe, als ich meinte, du wärst wieder da. Du öffnest die Tür, noch im Gehen lässt du alles fallen, ziehst eine Spur aus deinen Schuhen, deinen Socken, deinem Pullover in die Küche, es ist heiss bei dir, würdest du sagen, auch wenn es in Wirklichkeit kalt ist.

Am Morgen kommt die Sonne die Hänge herab, während der Nebel vom Fluss heraufsteigt. Im Nebel sehe ich Pferde. Wilde, sich aufbäumende und sich wieder zerreissende Pferde. Nachts galoppieren sie durch die Wasserleitungen der alten Villa. Nachdem ich es mir Nacht für Nacht genau überlegt habe, weiss ich heute, dass die Nebelpferde keine Hufeisen tragen, es fehlt ihrem Schritt der metallische Klang. Jetzt drehen sie hier im Tal ihre Kreise wie in einer Manege, die Sonne ist ihr Scheinwerfer und der Wind zerzaust ihre Mähnen. In ihre Kreise stürzen sich die Schwalben, diese halbsbrecherischen Akrobaten mit ihren weissen Bäuchen und den schwarzen Fliegermützen. Solange sie fliegen, kennen sie nichts, weder die Angst vor der Höhe noch vor der Tiefe, und im Gegensatz zu den Tassen sagen mir die Schwalben immerhin etwas über das Wetter.

Auch die Schwalben bleiben nicht für immer, sagtest du, als ich dir vom Bahnhof aus zeigte, wie sie dort oben um die alte Villa kreisen. Und wenn auch, nebst den Schwalben gibt es ja noch die Elstern, die Raben, die Buchfinken, den Buntspecht. Aber in diesem Dorf, sagtest du, da wohnt doch keiner mehr. Wenn man schon nur den Kirchturm ansieht, wie schräg der ist. Der wird als

erster ins Tal herunterwandern. Und in ein paar Jahren, da brauchst du abends nach der Arbeit nicht mehr den Berg hochzugehen. Dann ist nämlich der Berg, die alte Villa und das ganze Dorf hier unten im Tal. Ich steckte meine Hände in die Hosentaschen. Was tun, wenn einer so redet und da steht in seinen Jägerhosen? Stillsein, sagte ich mir. Man wird schon sehen, wer noch wohin geht.

Unter dem schrägen Kirchturm und den Geröllhalden ist über dem Tal, so viel ist sicher. Über dem Tal steht die alte Villa der Grosseltern und schaut mit ihren riesigen Fensteraugen hinunter zum Fluss. An der Südwand der Villa ist ein Name in den Stein gehauen, weil der Grossvater meinte, Häuser müssten Namen tragen wie die Dinge und die Tiere auch, sonst liefen sie davon. Die Villa trägt den Namen der Familie, und die Familie trägt den Namen des Vogelfängers. Der Grossvater hat Villa Laudinella in den Stein gehauen und den Vogel am Leben gelassen.

Für den Weg zum Stall trage ich die alte Skijacke vom Grossvater. Im Stall tausche ich die Jacke gegen den blauen Kittel und die Wanderschuhe gegen die grossen Gummistiefel. An der Stalltür sind über Nacht weisse Schnäuze gewachsen. Das Thermometer zeigt minus zehn, tiefer kann es nicht. Wenn es Schnäuze hat, ist es kälter als minus zehn, sagt die Pürin. Ich stehe in der Sattelkammer und fülle die Taschen vom Kittel mit Karamells. Mit Karamells im Mund mache ich mich an die Arbeit.

Wenn ich allein so schnell wäre wie mit dir, sagt die Pürin. Ich stelle mir die Pürin mit vier Armen und vier